

100  
Jahre **Weird**  
Tales

Jubiläumsedition

**Band 1: 1923 bis 1929**

Herausgegeben von  
Frank Festa & Hardy Kettlitz

**FESTA**

Übersetzungen:

›Das obere Stockwerk‹, ›Telegramm in der Nacht‹ und ›Die Glocken des Ozeans‹  
von Sigrid Langhaeuser

›Ein Becher voller Blut‹ und ›Der Weltraumfresser‹ von Joachim Körber

›Der Werwolf von Ponkert‹ von Marita Böhm

›Draculas Gast‹, ›Der Ruf des Cthulhu‹ und ›Die Hunde des Tindalos‹  
von Andreas Diesel

›Schädel inmitten der Sterne‹ von Klaus Schmitz

Alle anderen Texte wurden von Usch Kiausch übersetzt.

Einmalige limitierte Auflage August 2023

Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

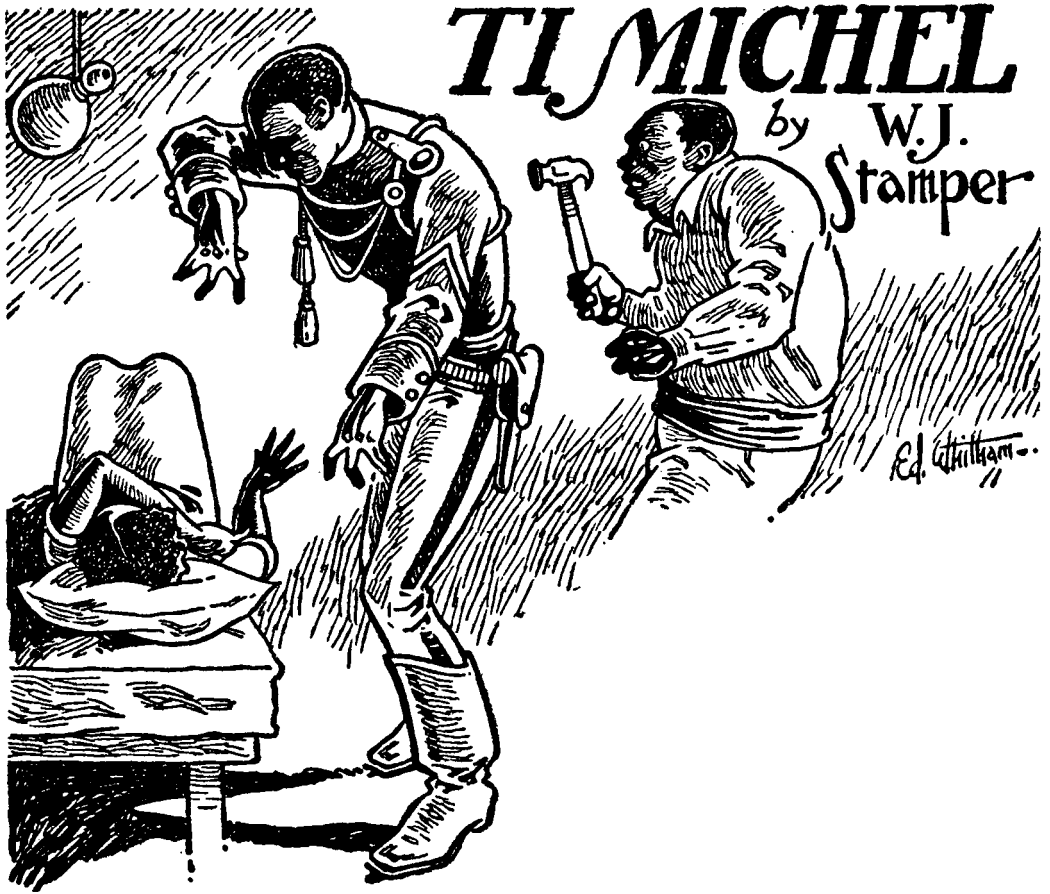
# Weird Tales



<b>Weird Tales: Eine Einführung</b> .....	<b>Peter Haining</b>	<b>9</b>
<b>Schlamm</b> .....	<b>Anthony M. Rud</b>	<b>27</b>
WEIRD TALES März 1923		
<b>Der Korb</b> .....	<b>Herbert J. Mangham</b>	<b>48</b>
WEIRD TALES März 1923		
<b>Das Grab</b> .....	<b>Orville R. Emerson</b>	<b>53</b>
WEIRD TALES März 1923		
<b>Hinter der Tür</b> .....	<b>J. Paul Suter</b>	<b>62</b>
WEIRD TALES April 1923		
<b>Das purpurrote Herz</b> .....	<b>Herman Sisk</b>	<b>77</b>
WEIRD TALES Mai 1923		
<b>Das obere Stockwerk</b> .....	<b>M. L. Humphreys</b>	<b>82</b>
WEIRD TALES Mai 1923, illustriert von William Fred Heitman		

<b>Der Tod des Lukapehu</b> .....	<b>P.D. Gog</b>	<b>94</b>
WEIRD TALES September 1923		
<b>Ein Becher voller Blut</b> .....	<b>Otis Adelbert Kline</b>	<b>97</b>
WEIRD TALES September 1923, illustriert von William Fred Heitman		
<b>Die Täuschungen des gespenstischen Liebhabers</b> .....	<b>Harry Houdini</b>	<b>112</b>
WEIRD TALES April 1924, illustriert von William Fred Heitman		
<b>Die geliebten Toten</b> .....	<b>H. P. Lovecraft &amp; C. M. Eddy</b>	<b>119</b>
WEIRD TALES Mai/Juni/Juli 1924		
<b>Tödliches Gewässer</b> .....	<b>Frank Belknap Long</b>	<b>129</b>
WEIRD TALES Dezember 1924, illustriert von Andrew Brosnatch		
<b>Fußgänger der Luft</b> .....	<b>Frank Belknap Long</b>	<b>139</b>
WEIRD TALES Mai 1925, illustriert von Andrew Brosnatch		
<b>Der Werwolf von Ponkert</b> .....	<b>H. Warner Munn</b>	<b>147</b>
WEIRD TALES Juli 1925, illustriert von Andrew Brosnatch		
<b>Der gestohlene Körper</b> .....	<b>H. G. Wells</b>	<b>173</b>
WEIRD TALES November 1925, illustriert von Andrew Brosnatch		
<b>Ti Michel</b> .....	<b>W. J. Stamper</b>	<b>187</b>
WEIRD TALES Juni 1926, illustriert von Ed Whitham		
<b>Telegramm in der Nacht</b> .....	<b>Henry Ferris Arnold</b>	<b>195</b>
WEIRD TALES September 1926		
<b>Leonora</b> .....	<b>Everil Worrell</b>	<b>202</b>
WEIRD TALES Januar 1927, illustriert von G. O. Olinick		
<b>Die Insel der Evolution</b> .....	<b>Edmond Hamilton</b>	<b>213</b>
WEIRD TALES März 1927, illustriert von G. O. Olinick		
<b>Die Glocken des Ozeans</b> .....	<b>Arthur J. Burks</b>	<b>238</b>
WEIRD TALES Dezember 1927, illustriert von Hugh Rankin		

<b>Der Kanal</b> .....	<b>Everil Worrell</b>	<b>249</b>
WEIRD TALES Dezember 1927, illustriert von Hugh Rankin		
<b>Draculas Gast</b> .....	<b>Bram Stoker</b>	<b>268</b>
WEIRD TALES Dezember 1927		
<b>Der Ruf des Cthulhu</b> .....	<b>H. P. Lovecraft</b>	<b>278</b>
WEIRD TALES Februar 1928, illustriert von Hugh Rankin		
<b>Der Weltraumfresser</b> .....	<b>Frank Belknap Long</b>	<b>305</b>
WEIRD TALES Juli 1928, illustriert von Hugh Rankin		
<b>Schädel inmitten der Sterne</b> .....	<b>Robert E. Howard</b>	<b>330</b>
WEIRD TALES Januar 1929, illustriert von Hugh Rankin		
<b>Die Hunde des Tindalos</b> .....	<b>Frank Belknap Long</b>	<b>340</b>
WEIRD TALES März 1929, illustriert von C. C. Senf		
<b>Die Lippen</b> .....	<b>Henry S. Whitehead</b>	<b>353</b>
WEIRD TALES September 1929, illustriert von Hugh Rankin		
<b>Der Fluch des Yig</b> .....	<b>H. P. Lovecraft &amp; Zealia Bishop</b>	<b>365</b>
WEIRD TALES November 1929, illustriert von Hugh Rankin		



## TI MICHEL

**S**CHON seit zwei Jahren kaufe ich meinen Rum stets bei Ti Michel. Und nicht nur, weil er mir günstigere Preise machte, als ich sie in irgendeinem der zahlreichen anderen Spirituosenläden bekommen konnte, die wie hingeduckt am Ufer von Port Liberté liegen. Nein, auch deshalb, weil diesen Mann irgendetwas Geheimnisvolles umgab, was ich nie

genauer hatte ergründen können. Obwohl er den Ruf hatte, früher einmal ein *Caco* – einer jener ehemaligen Sklaven, die sich der US-amerikanischen Besatzungsmacht in Haiti gewaltsam widersetzen – gewesen zu sein und blutrünstige Verbrechen begangen zu haben, hatte er eine vornehme, diskrete Art an sich, die mich schon bei meinem ersten Besuch in

seinem Laden völlig in den Bann geschlagen hatte.

Er war kleiner und hatte eine dunklere Haut als die meisten Haitianer und die eigenartige Angewohnheit, beim Reden die rundlichen Hände schnell gegeneinanderzureiben. Ich erinnere mich nicht an ein einziges Gespräch, bei dem er diese Geste unterließ. Und jedes Mal sagte er dabei: »Ti Michel, *Monsieur*, ist kein schlechter Mensch.«

Da ich niemals auch nur angedeutet hatte, dass ich ihn für etwas anderes als einen ehrlichen, gesetzestreuen Bürger hielt, verstand ich überhaupt nicht, warum er diesen Satz bei jedem meiner Besuche wiederholte. Ich versuchte mir einzureden, das sei nur eine Marotte, aber ihm schien dabei stets irgendeine schreckliche Vorstellung oder Angst unbestimmter Art auf der Seele zu liegen, und ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was dahinterstecken mochte.

Am späten Nachmittag eines schwülen Tages – wie meistens bei diesen Temperaturen schwärmten Wolken von Moskitos vom Sumpfgebiet herüber, um Jagd auf die Einwohner von Port Liberté zu machen – griff ich nach meinem Glasgefäß und schlenderte auf der schmutzigen Straße zu Michels Laden. Es war meine übliche Zeit, dort Rum zu besorgen, denn später, kurz nach Einbruch der Dunkelheit, kehrten die Boote der Fischer, die ihre Fanggründe hinter dem Riff hatten, zurück. Und dann drängte sich in Michels Lokal Kundschaft hinein, mit der ich nicht unbedingt Umgang haben wollte.

Als ich seinen Laden erreichte, saß er gerade auf einem Stuhl vor der Tür, rauchte und schlug hin und wieder einen Moskito von seinen feisten Wangen weg.

»Ah«, sagte er freundlich, ehe er erneut ein Wölkchen beißenden Rauchs ausstieß, »ich habe *Monsieur* schon früher erwartet. Schließlich ist er schon drei Tage nicht vorbeigekommen, um sich seine große Flasche mit Michels Barbancourt füllen zu lassen.« Er wies auf einen Stuhl auf der anderen Türseite und lud mich ein, Platz zu nehmen. Kaum hatte ich mich gesetzt, nahm er die Pfeife aus dem Mund, deutete mit dem langen Stiel quer über die Bucht und begann mit leiser, ehrfürchtiger Stimme zu erzählen. Die Worte kamen mir sanft und rührselig für einen Mann vor, der in den wilden Bergen von Bohouc und Pignon angeblich Mitglied der blutrünstigen *Cacos* gewesen war.

»Dort, *Monsieur*, liegt die Heimat von Ti Michel. Eigentlich ist er gar kein Rumverkäufer, sondern Seemann. Früher einmal hatte ich ein eigenes Schmackschiff, einen zweimastigen Küstensegler, so schmuck wie ein Schiff nur sein kann, das je an einem karibischen Meeresbusen entlanggeglitten ist. Oft habe ich meine Netze da drüben jenseits des Riffs ausgeworfen, den ganzen Tag lang fröhlich gepfiffen und bin abends mit dem größten Fang der ganzen Flotte heimgekehrt. Die *Estrella* war eine Schönheit. Wenn ich die Pinne hielt und spürte, wie sie vor dem Wind Fahrt machte, war ich glücklich. Jetzt taue ich nicht mehr dafür, muss hier sitzen und darauf warten, dass die Jungs heimkommen und meinen Rum kaufen. Schauen Sie mal, *Monsieur*, sie kehren gerade zurück.«

Aufgeregt war er vom Stuhl aufgestanden. Die Pfeife in seinen Händen bebte und in seinen Augen standen Tränen. Der angebliche Mörder weinte und zitterte.

Ich blickte über die Bucht, wo sich der Schaum kräuselte und über das unter dem

Wasser verborgene Riff rollte, und sah, dass sich die Fangflotte auf Port Liberté zubewegte. Da draußen, hin und her getragen von der weißen Gischt, zeichneten sich die grauen Segel der winzigen Fischerboote als helle Flecken vor dem rötlichen Dunstschleier der untergehenden Sonne ab. Während sich die Boote hin und her warfen und gegen die Strömung ankämpften, schwankten die Segel und blähten sich auf. Danach sah ich zu der schluchzenden Gestalt, Michel, hinüber, und dabei erfasste mich etwas vom Geheimnis des Meeres und jener dunkelhäutigen Bootsführer, die ihren Lebensunterhalt den wogenden Tiefen abrangen. Mit leisem Murmeln durchbrach Michel die Stille:

»Ti Michel, *Monsieur*, ist kein schlechter Mensch.«

»Das weiß ich doch, Michel«, versicherte ich ihm, legte ihm die Hände auf die Schultern und erinnerte ihn daran, dass mein bauchiges Gefäß immer noch leer war und es bereits dunkel wurde. Ich folgte ihm in den langen flachen Bau.

Als er den Zylinder der Petroleumlampe zurechtrückte, fiel mir auf, dass seine feisten Hände immer noch zitterten. Langsam machte er sich daran, meine Ballonflasche aus einem der alten, bereits bemoosten Fässer, die auf zwei vierkantigen Holzblöcken hinten im Raum standen, zu befüllen. Diese Fässer waren ungeheuer groß und fassten mehr als 750 Liter. Er tat genau das, was ich ihn unzählige Male hatte tun sehen, und schon seit meiner ersten Begegnung mit ihm gab mir das ein Rätsel auf. Denn jedes Mal befüllte er meine Ballonflasche aus dem linken Fass. Niemals hatte ich gesehen, dass er den Rum aus dem rechten, von Spinnweben überzogenen Fass abfüllte, und das wunderte mich und

gab mir zu denken. Meine Neugier war so stark, dass ich ihn nach dem Grund dafür fragte. »Michel«, sagte ich so beiläufig wie möglich, »wieso geben Sie mir eigentlich nie Rum aus dem rechten Fass? Der muss doch sehr alt und milde sein, oder?«

Ich hatte den Eindruck, dass er bei der Frage leicht zusammenzuckte, doch er antwortete sofort: »Dieser Rum ist für Gendarmen, aber nichts für meinen Freund, den Amerikaner. Der Gendarm ist kein kluger Mensch. Er stellt niemals Fragen.«

So als wollte er jeder anderen Annahme, die ich über Ti Michels Heimlichtuerei um das von Spinnweben überzogene Fass hegen mochte, die Grundlage entziehen, kam in diesem Augenblick ein uniformierter Gendarm mit einer Ballonflasche herein, und Michel begann sie aus ebenjenem Fass zu befüllen.

»Das ist ausgezeichnete Rum«, erklärte Michel leise, während eine trübe bernsteinfarbene Flüssigkeit in der Flasche hochstieg. Da die Ballonflaschen in Haiti aus Glas bestehen, konnte ich, als der Rum bis zum Flaschenhals reichte, eine wogende Schicht öliger Perlen erkennen – ein Beweis für die gute Qualität des Rums.

Ich wünschte dem Alten eine gute Nacht und kehrte völlig verblüfft zu meiner Kaserne zurück. Warum hatte Ti Michel mir niemals Rum aus dem rechten Fass eingeschenkt? Vergiftet oder verdorben war dieser Rum bestimmt nicht. Vor dem Einschlafen spielte ich tausend Möglichkeiten durch, kam jedoch auf keine plausible Antwort.

**A**m nächsten Nachmittag – um die Zeit, als wieder die Moskitos schwärmten – rannte ein einheimischer Junge völlig außer Atem die Stufen zu meinem Quartier



hinauf und begann mir etwas in schnarrendem Kreoldialekt zu berichten, das ich nur mit Mühe begreifen konnte. »Michel krank«, sagte er, »schickt nach *Monsieur*, schnell, schnell!«

Ich schnappte mir meinen Hut von der Ablage und eilte die Straße hinunter bis zur Ladentür, die offen war. Wie ich sah, stand Michel nicht hinter dem Tresen, und die Petroleumlampe brannte noch, obwohl es schon später Nachmittag war. Die Tür, die vom Ausschank in das Hinterzimmer führte, wo Ti Michel vermutlich schlief, war mit einer Art Gardine oder Vorhangstoff verhängt. Ich schob diesen Vorhang zurück und trat in den übel riechenden Raum, der nicht mehr war als ein dunkler, muffiger Verschlag. Eine viereckige Öffnung in der Mauer aus Lehmziegeln ließ gerade so viel Licht herein, dass mir die äußerste Armut dieser Umgebung, eines fast kahlen Raums, ins Auge stach. In einer schummrigen Ecke, auf einem Bett, das nach Art der Einheimischen aus ein paar mit Strohmatten belegten Holzbrettern und einer Decke (die in diesem Fall ekelhaft roch) bestand, lag die zusammengesunkene Gestalt Ti Michels. Ich ging zu ihm hinüber. Sein Gesicht war von Schmerzen verzerrt, und die Augen hatten einen sonderbaren wilden Glanz.

»Ein bisschen Rum, *Monsieur*«, bat er mit heiserer Stimme. »Ich glaube, ich werde bald sterben, und möchte Ihnen sehr vieles erzählen.«

Ich hielt ihm ein Glas mit Rum an die bläulichen Lippen, und nachdem er davon getrunken hatte, lebte er sichtlich auf. Ich zog eine mitten im Raum stehende leere Transportkiste nahe an sein Bett heran und setzte mich, um ihn besser verstehen zu können. Seine Stimme klang so, wie

ich es schon früher bei Sterbenden gehört hatte.

»Als Erstes, *Monsieur*: Ti Michel ist kein schlechter Mensch«, begann er. »Wenn ich irgendetwas getan habe, für das ich mich schämen sollte, war ich nicht schuld daran. Ich bin an der Küste mit all den anderen Jungen aufgewachsen, die hinter dem Riff fischen und abends ihren Rum bei mir kaufen. Mein größter Wunsch war es, ein eigenes Boot zu besitzen. Und als ich 20 Jahre alt war, hatte ich durch Hungern und Sparen genügend Geld, um mir die *Estrella* zu kaufen. Ah, die *Estrella* war eine Schönheit, *Monsieur*. Zehn glückliche Jahre lang brach ich jeden Morgen zum Fischen auf und kehrte abends mit dem größten Fang der Flotte zurück. Und dann, mit 30, heiratete ich die Frau, die ich mir gewünscht hatte, und kaufte ein kleines Haus nahe beim Strand. Dort lebten wir glücklich und zufrieden, bis die schreckliche Krankheit Elefantiasis meine Beine befiel. Deshalb konnte ich nicht weiter zur See fahren. Inzwischen hatten wir eine Tochter. Sie war zwölf, als ich zu dem Schluss kam, dass ich irgendein Geschäft aufmachen müsste, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Ich kaufte diesen Laden und wir zogen hierher.

Und dann, *Monsieur*, schlug das Schicksal zu. Nie hat irgendeinen Menschen ein grausameres Schicksal getroffen als jenes, das mich von allen Seiten traf. Meine Frau wurde krank und starb. Ich begrub sie auf dem Friedhof da drüben an der Landspitze und kehrte in dieses einsame Zimmer zurück.

Meine Tochter wuchs zu einer sehr schönen jungen Frau heran und bediente den Ausschank, wenn ich in den Bergen unterwegs war, um Taffia zu kaufen – den weißen, unbearbeiteten Rum, der noch

nicht in Holzfässern gelagert hat. Die Leute begannen über meine Ausflüge in die Berge zu tuscheln. Sie sagten, ich sei Mitglied der nördlichen Bande von *Cacos* in den wilden Bergen von Pignon und hätte blutige Verbrechen begangen. Sie waren Lügner, *Monsieur*; nichts anderes als verdammte Lügner. Aber meine Geschäfte gingen zurück, meine Kunden begannen mich zu verlassen – alle, bis auf die Jungs, die hinter dem Riff fischen. Nur sie haben mir geglaubt, und dafür liebe ich sie.

Eines Tages kehrte ich von einer Reise in die Berge zurück, stieg vor der Haustür vom Pferd und erwartete, die süße Stimme meiner geliebten Tochter zu hören, die mich willkommen heißen würde. Stattdessen drang mir ein Schrei voller Todesangst in die Ohren. Ich rannte ins Haus und blickte durch den Vorhang an dieser Tür. Und was ich sah, machte mich verrückt vor Angst und Wut. Meine Tochter kämpfte gegen die Umklammerung eines stämmigen Gendarmen, eines Korporals aus den Polizeikasernen oben an der Straße. Er war ein großer schwarzhäutiger Wüstling und trug die Landesuniform. Meine Tochter, die sehr stark war, hatte er über das Bett geworfen, seine kräftigen Hände an ihre zarte Kehle gelegt und würgte sie, um sie sich gefügig zu machen. Ich sah, wie ihre Zunge aus dem Mund trat, und hörte aus ihrer Kehle ein Röcheln, als ob sie erstickte. Da sah ich rot. Ich sprang hinter den Tresen, wühlte in einer Werkzeugkiste und fand einen Zimmermannshammer mit spitzer Klaue. Danach stürmte ich durch den Vorhang und ging auf die Bestie in Uniform los. Wie von selbst fuhr der Hammer hoch, und ich ließ ihn mit aller Kraft auf den gebeugten Schädel des Gendarmen niedersausen. Das

Splittern von Knochen klang wie Musik in meinen Ohren. Der Mann lockerte seinen Griff und sank über den Körper meiner Tochter – er war tot. Ich wälzte seinen Leichnam wie ein totes Schwein auf den Fußboden und wischte mit der Bettdecke den blutigen Schaum vom rosigen Mund meiner Tochter ab.

Mein Gott, *Monsieur*, ich versuchte ihren abkühlenden Körper mit zitternden Händen warm zu reiben, und die ganze Zeit starrten ihre großen dunklen Augen flehend zu mir herauf. Doch ich erkannte das gespenstische Starren darin. Es sagte mir, dass ich zu spät gekommen war. Als ich ihr die Hand auf die Brust legte, merkte ich, dass ihr Herz stillstand. Wie ein Wahnsinniger drückte ich sie an mein Herz und flehte sie an, mich nicht zu verlassen. Ich trug sie im Zimmer herum, doch sie hing nur schlaff in meinen Armen.

Sie war tot. Ich glättete ihr wirres Haar, legte sie auf ebendieses Bett und schloss ihr die gebrochenen Augen. Manchmal habe ich nachts hier gelegen, *Monsieur*, und mir vorgestellt, sie schliefe an meiner Seite. In solchen Nächten war ich sehr glücklich.

Schließlich beugte ich mich über den Wüstling, der mein Kind ermordet hatte, um ihn zu untersuchen. Als ich ihn umdrehte, sah ich, dass aus seiner Nase und den Ohren Blut floss. Ein zäher Strom stahl sich langsam über den Fußboden. Oben am Kopf hatte er ein Loch, aus dem eine wässrige Flüssigkeit und Gehirnmasse sickerten. Verzweifelte, wahnsinnige Wut raste mir durch den Körper. Ich kauerte mich neben den blutroten Strom und planschte mit meinen Händen darin herum – wie ein Kind, das mit Matsch spielt. Wenn *Monsieur* die Strohmatten da drüben ein bisschen

verschiebt, kann er die Blutflecken vielleicht immer noch erkennen.«

»Um Himmels willen, nein, Michel«, erwiderte ich. »Erzählen Sie weiter.«

»Eine Weile später – mir kam es wie eine Ewigkeit vor, aber in Wirklichkeit waren es wohl nur ein paar Minuten – kam ich wieder zur Vernunft und überlegte, wie ich den Leichnam des Gendarmen loswerden könnte. Dem Kommandanten der Gendarmerie konnte ich den Tod des Korporals nicht melden, *Monsieur*, denn der hätte mich am höchsten Baum von Port Liberté aufknüpfen lassen. Meiner Geschichte hätte er nicht geglaubt. Und es gab keine Rechtsordnung in jenen Tagen, bevor die Amerikaner an unsere Küste kamen. Keine Rechtsordnung und keine Gerechtigkeit. Die Gendarmen stolzierten an die Theken, besorgten sich dort Rum und spuckten einem als Bezahlung ins Gesicht. Sie misshandelten die Einheimischen, und wenn man das dem Kommandanten meldete, traten und schlugen sie einen dafür, dass man Schwierigkeiten machte. Glauben Sie nicht auch, *Monsieur*, dass Michel eine Chance für eine faire Gerichtsverhandlung gehabt hätte, wenn Sie damals schon hier gewesen wären?«

Ich nickte.

»Dann ging mir ein Plan durch den Kopf, und so schrecklich dieser Plan Ihnen auch erscheinen mag, setzte ich ihn um. Schließlich ist das Leben kostbar, und ich hatte keine Skrupel. Ich überlegte mir Folgendes: Wenn ich die Leichen meiner Tochter und die des Gendarmen versteckte und verbreitete, mein Kind sei spurlos verschwunden, würden die Leute annehmen, sie sei mit dem Gendarmen durchgebrannt. Jeder wusste ja, dass er häufig in meinen Laden kam und in meine Tochter

vernarrt war. Deshalb wälzte ich seinen Leichnam unter das Bett, legte eine Decke über mein totes Kind und wartete auf den Einbruch der Nacht.

Ich säuberte den Hammer und legte ihn zurück in die Werkzeugkiste. Ein bisschen Rum reichte aus, meine Hände von Blutflecken zu reinigen. Den Vorhang vor dem Schlafraum wechselte ich aus und nahm wieder meinen Platz hinter dem Tresen ein, so als wäre nichts passiert. An jenem Abend verkaufte ich den Fischern viel Rum. Spät am Abend kamen zwei Gendarmen herein. Ich weiß noch, dass sich zwei von ihnen am Tisch unterhielten. »Bousset ist sicher im Hinterzimmer, mit Michels Tochter«, sagte der eine. Bousset hieß der Korporal, den ich getötet hatte, *Monsieur*. Ich tat den ganzen Abend sehr leutselig und lud die Leute mehrmals zu einem Drink ein. Schließlich ging einer nach dem anderen, und als es Mitternacht schlug, war ich allein und stellte mich mit der Petroleumlampe in der Hand über die Toten. Jedes Geräusch erschreckte mich, denn ich fürchtete, es könnte auffallen, dass Bousset noch immer nicht aufgetaucht war, und bestimmt würde man in meinem Laden als Erstes nach ihm suchen.

Dieser Raum kam mir in jener Nacht grauenhaft vor. Das Licht der Petroleumlampe, bleich und matt, tanzte über die ins Leere starrenden Augen meiner toten Tochter und die Stiefel des toten Gendarmen, die unter dem Bett hervorragten. Ich löschte die Lampe und begann mit meiner entsetzlichen Arbeit. Hektisch grub ich lange Zeit die Erde unterhalb des kleinen Hühnerstalls hinter dem Haus auf, und schließlich war dort ein flaches Grab ausgehoben. Ohne irgendwelche tröstenden Worte des alten Paters aus dem heiligen

Buch, die er stets vorliest, wenn die Toten auf dem Friedhof an der Landspitze beerdigt werden, legte ich meine Kleine traurig in den gelben Lehm. Ich glaube, die Erde war feucht von meinen Tränen, als das Grab gefüllt war.

Seufzend baute ich den Hühnerstall wieder auf, und als ich es tat, begannen die Hähne zu krähen. Ich konnte die Lichter der Fangflotte erkennen, die zum Fischen aufbrach. Konnte hören, wie die Fischer fröhlich piffen und einander begrüßten, während ihre Fackeln auf und ab tanzten. Oh, wie sehr ich mir wünschte, so wie vor vielen Jahren bei ihnen zu sein.

Nach und nach wich die Morgendämmerung dem Tageslicht. Ich aß nichts, schluckte nur ein Glas mit Rum und machte mich auf den Weg zum Kommandanten der Gendarmerie. Der Beamte, leicht angetrunken, zwirbelte seinen langen Bart und kicherte, als ich ihm erzählte, meine Tochter sei seit Mitternacht verschwunden.

Ehe er Zeit hatte etwas darauf zu erwidern, hastete ein Wachtmeister herein und salutierte. »Sir, ich muss melden, dass Korporal Bousset seit gestern Nachmittag ohne Erlaubnis abwesend ist«, erklärte er.

»Aha«. Der Kommandant lachte hämisch. »Die Hure ist mit einem Deserteur abgehauen. Sicher sind sie bei Einbruch der Nacht schon bei den *Cacos*. Ich kann mir kaum vorstellen, dass Ti Michel böse darüber ist. Schließlich hat sich seine Tochter nur dafür entschieden, bei den Leuten zu leben, mit denen ihr Vater schon so lange verbunden ist. Ehrlich gesagt, Alter, kommt sie ganz nach ihrem diebischen Vater. Die beiden, die geflohen sind, sind genau da, wo sie hingehören. Der Teufel soll sie holen!« Mit großen Schritten verschwand der

Kommandant, während ich ihm, verblüfft darüber, dass mein Plan aufgegangen war, hinterherstarrte.

Ich täuschte tiefen Kummer vor und tat so, als wollte ich dem Kommandanten folgen. Ein Bär von Wachtposten hielt mich mit einem Schlag in mein Gesicht davon ab und befahl mir, nach Hause zu gehen, sonst werde er mir den Schädel spalten.

Mein Kind und der Deserteur wurden zum Stadtgespräch, und alle sagten, man habe von meiner Tochter auch gar nicht mehr erwarten können. Schließlich habe sie ja *Caco*-Blut in ihren Adern. Das tat mir sehr weh, *Monsieur*, aber ich erwiderte niemals etwas auf ihre Verleumdungen. Die guten Fischer blieben mir treu, sodass ich überleben konnte. Das alles ist jetzt drei Jahre her, und seitdem wohne ich einsam und allein in der Totenkammer. Ich war mächtig froh, als Sie nach Port Liberté kamen, *Monsieur*. Halten Sie Ti Michel nun für einen schlechten Menschen?«

»Nein«, sagte ich. Und ich glaube, ich weinte dabei. »Wären wir Amerikaner doch nur schon hier gewesen, als das geschah!«

»Es wird allmählich spät, *Monsieur*, und sicher werden die Fischer bald kommen. Ti Michel wird nicht am Tresen stehen, um sie zu bedienen.«

Blitzartig setzte er sich im Bett auf, und ich erkannte den leeren Blick des Sterbenden in seinen rollenden Augen. »Das Fass, *Monsieur*«, röchelte er und sank zurück zwischen die Decken. Er war tot.

**I**CH zog ihm die Decke übers Gesicht, ging leise in den Schankraum und nahm die Holzkiste mit, auf der ich gesessen hatte.

Als ich mich neben das von Spinnweben überzogene Fass stellte, das mich so neugierig gemacht hatte, zögerte ich fast, es näher zu untersuchen.

Ich stieg auf die Kiste und hob mit böser Vorahnung den schweren Eichendeckel an. Er war von Moos bedeckt und klamm, und meine Hände zitterten so, als hätte ich einen Anfall von Schüttelfrost. Als ich am Deckel zerzte, ächzte er und lockerte sich. Ich ließ ihn auf den Boden fallen und spähte ins Fass. Der Anblick ließ mir das Blut in den Adern stocken.

In der Flüssigkeit von der Farbe trüben Bernsteins trieb der konservierte grauene Leichnam des Korporals Bousset. Er hing dort mit dem Kopf nach unten und halb angewinkelten Armen. Oben am Kopf, von dem das Kraushaar weggeglitten war, klaffte ein Loch – so groß, dass

man einen Daumen hätte hineinstecken können. Und von dort war der weißliche zerfetzte Strang aus einem menschlichen Gehirn ausgetreten.

Überwältigt von diesem Anblick stieg ich von der Holzkiste hinunter und machte mich auf den Weg zur Außentür. Ich hatte das Gefühl zu ersticken. Die Tür ließ ich krachend zufallen, und der Schlag drang sonderbar gespenstisch durch das ganze Haus.

Als ich auf die Straße trat, sank die Sonne, umgeben von rötlichem Dunst, gerade in den karibischen Meerbusen. Vom Sumpfbereich schwärmten die Moskitos herüber, und da draußen, jenseits der weißen Gischt, machten sich die Fischer auf den Heimweg. Mag sein, dass viele dieser dunkelhäutigen Bootsführer vorhatten, am Abend an Michels Theke zu trinken.

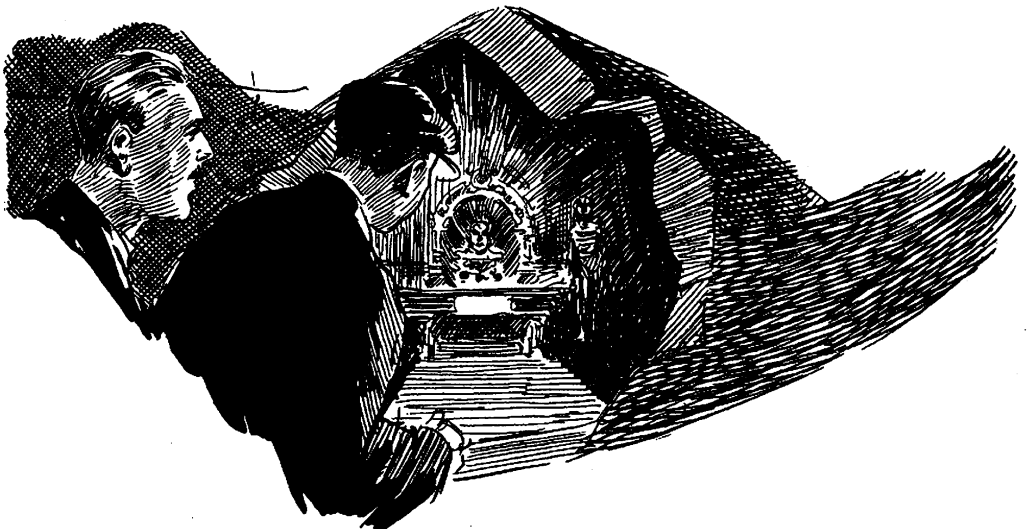


Illustration zu ›The Rats in the Walls‹ von H. P. Lovecraft (WT 3/1924)